

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 12

Artikel: Von der Erwerbstätigkeit der Frauen

Autor: Dominé, Hedwig

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ich bin nun euer Beschützer,“ sagte der Goldfasan, und die Hühner gaben sich zufrieden.

Das Schneeweiße stand neben ihm und strich zärtlich eine Feder glatt an seinem goldenen Halskragen.

„Ich liebe dich ewig!“ sagte der Goldfasan zu ihr. Das italienische Huhn schloß die Augen vor Glück. —

Am nächsten Tag war der Goldfasan verschwunden.

Die Hühner saßen ganz verstört auf dem Mist und sahen hinüber in den Nachbarshof, wo unter Fasanen, Pfauen und bronzernen Puten der Goldfasan herumspazierte, ohne auch nur einmal den Hals nach der verlassenen Schar zu drehen.

Die Schneeweiße flog auf den Zaun, sah sehnsüchtig hinüber und gluckste.

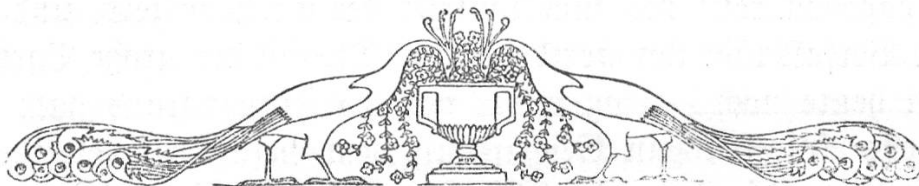
Der Fasan sah sie, senkte die Lider, hob den Schnabel und schob seinen Kragen vor. Dann ging er mit seiner goldenen Gefährtin weiter.

Lautlos saß das arme Weiße auf dem Zaun. Dann streckte es den Kopf unter die Flügel und rührte sich nicht mehr.

Dicht zusammengedrängt stand die verwaiste Hühnerschar. Dann sagte eine: „Wenn wir doch unsern Hahn wieder hätten!“

„Ja,“ sagte die Graugesprenkelte, „nun können wir uns unsere Regenwürmer selber suchen!“ Und eifrig begannen sie alle zu scharren.

Lisa Wenger, Basel.



Von der Erwerbstätigkeit der Frauen.

Von Hedwig Dominé.

Im letzten Jahrzehnt sind fast alle Gebiete der menschlichen Betätigung der Frau erschlossen worden. Da drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wie stellen die Frauen sich zu ihren Berufen — d. h. wie füllen sie diese aus? — Da es wohlthuender wirkt, mit dem Tadel anzufangen und mit dem Lob aufzuhören als umgekehrt, so sei nach dieser altbewährten Regel auch hier verfahren.

Es ist ganz selbstverständlich, daß fünf oder höchstens zehn Jahre Tätigkeit außerhalb den vier Pfählen des Elternhauses aus dem Geschöpf

einer Jahrtausende alten Tradition kein Wesen mit männlich-klaren, objektiven Anschauungen und Gedankengängen schaffen konnten. Es hieße das Naturgesetz der Entwicklung einfach umstoßen, verlangte man in so kurzer Frist von den erwerbstätigen Frauen mehr, als sie bis jetzt leisten. Wer ganz plötzlich vor die Alternative gestellt ist, sein Brot zu verdienen — vielleicht ganz entgegen den Anschauungen, die er als Kind in sich aufgenommen — kann nicht an seiner Charakterentwicklung arbeiten, der Existenzkampf nimmt alle seine Kräfte in Anspruch. Fehler finden sich daher massenhaft, und aus dem Gefühl heraus wird wohl jede Frau versuchen, die einmal begangenen künftighin zu vermeiden — nur schade, daß das Gefühl gewöhnlich nicht allein ausreicht zu einer umfassenden Korrektur. Eine Ermüdung, Erschlaffung im Aufwärtstreben folgt daraus und endlich vielfach gänzliche Apathie. Die Frau langt hier auf einem toten Punkt an, und die daraus resultierende Unzufriedenheit zeitigt in ihr die Sehnsucht nach der Ehe, nicht allein des männlichen Schutzes wegen, sondern des „Mannes“ in jeder Form. Die Ärmsten leugnen es wohl, anstandshalber, weil die heutige Moral es nun einmal so verlangt, aber sie geben doch zu, daß ihre Arbeit sie nicht ausfüllt und daß ihrem ganzen Sein die rechte innere Harmonie fehlt? Wozu uns darüber wundern? — Die Sache ist ganz natürlich. Arbeit heißt: Fortentwicklung, und die kann dem nicht werden, der als Regulator seines Berufes das Gefühl setzt statt den Verstand. Das Gefühl hat eine Grenze, über die hinaus es keine Vertiefung mehr gibt; der Verstand dagegen reißt bis zum Eintritt des Greisenalters, und erst der körperliche Verfall läßt ihn steril werden. Dies ist der große Vorteil, den der Mann heute noch — trotz allem vor der Frau voraus hat; es wird ihm niemals einfallen sein Geschäft mit dem Gefühl zu betreiben. Von der Angestellten, die bei jeder Rüge weint, der Beamtin, welche sich beleidigt fühlt, wenn ihr Vorgesetzter sie nicht zuerst grüßt auf der Straße, bis hinab zur koketten Maschinenschreiberin, die ganz gern ihrem Chef etwas „nähertreten“ möchte, zieht sich eine Kette von beruflichen Unmöglichkeiten. Leider haben bis heute nur sehr wenige Frauen die reinliche Scheidung zwischen Beruf und Persönlichkeit zu ziehen gelernt und schaffen sich dadurch, daß sie dienstlich Gesagtes persönlich auffassen, viele bittere Stunden, unnütze Demütigungen und vor allem ein schwerfälliges Vorwärtkommen. Da wo der Mann mit leichtem Achselzucken, mit einem Spottwort darüber hinweggehen würde, verwechselt die Frau sich mit der Sache. — Auf diesen Fundamentalfehler muß die Frau so lange aufmerksam gemacht werden, bis sie ihn überwunden hat — wenn sie ihn überhaupt jemals überwindet.

Ein zweiter Kardinalfehler ist der Mangel an sicherem Auftreten, verbunden mit geringer Schreib- und auch Sprachbegabung. Man lehrt

die Mädchen frühzeitig zuviel falsche Bescheidenheit. Das sichere Auftreten, welches den oberen Zehntausend überall eigen ist, die richtige innere Freiheit, fehlt dem Mittelstand ganz und gar, und die erstaunliche Geschicklichkeit, mit welcher gewöhnlich Frauen wirkliche Kenntnisse zu verbergen wissen, wäre zu bewundern, wenn sie nicht gar so dumm wäre. Von seinem Können durchdrungen sein, ist noch lange keine Selbstüberhebung; Selbstvertrauen ist zum Gelingen jeder Arbeit unerlässlich, und diese Zuversicht muß man auch andern suggerieren können — selbst wenn dieser andere der Chef ist. Das Weilchen, das im Verborgenen blüht, wird heute nur noch als eine Zier-, keine Nutzpflanze mehr betrachtet. Weshalb wird der dümmste Mann stets viel weniger ausgenützt als die klügste Frau? Weil er sich weniger bescheiden zurückhält und etwas aus sich zu machen versteht. — Kampf ums Dasein heißt heute die Parole, aber nicht Aufopferung seiner selbst! Im Kampfe kann jedoch nur derjenige siegen, der sich seiner Fähigkeiten voll bewußt ist. So wenig mir der Egoismus Alleinherrscher sein soll, ebensowenig soll der Altruismus vorherrschen. Jedes zu seiner Zeit! Wer etwas kann, darf damit nicht hinter dem Berge halten, will er nicht riskieren, keineswegs dem Verdienste entsprechend bezahlt zu werden; der Chef behält niemand, auch eine Frau nicht, bloß aus Anstand, wenn sie nichts mehr leisten kann. Ist man sich darüber erst richtig klar geworden, so wird man auch keine „Gefühle“ mehr verschwenden im Geschäft.

Noch etwas, was sich daran schließt! Die Leichtgläubigkeit, mit der junge Mädchen, die gar nichts gelernt haben, Stellung suchen. Die Oberflächlichkeit, mit der so viele ihren Beruf ausüben, nur weil sie ihn im Herzen als Übergangsstadium zur Ehe betrachten. Beides rächt sich meist bitter an den Betreffenden selbst; entweder durch Stimmlosigkeit oder durch eine unreif geschlossene und daher unglückliche Ehe. Ein Chef, der ein junges Mädchen, das keine Lehre durchgemacht hat, engagiert, nur weil es billig zu haben ist, beweist ebenso sehr Mangel an Geschäfts- wie Menschenkenntnis. Man nimmt für gewöhnlich an, die Zeit habe sich überlebt, wo die Kindermädchen sich als Verkäuferinnen und dergleichen anboten, und doch ist mir ein authentischer Fall bekannt aus ganz neuester Zeit, wo sich in einem großindustriellen Betrieb ein Mädchen um die offene Bureaustelle bewarb, das nichts weiter gelernt hatte als — Zimmer in Stand halten! . . .

Nach den Fehlern die Vorzüge!

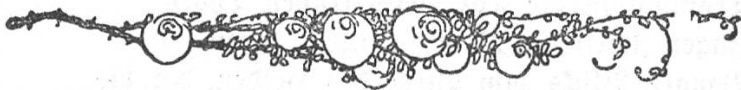
Eines der besten Beispiele, daß diese Vorzüge vorhanden sind, bieten die Beamtinnen des Post- und Telegraphendienstes. Schon der Umstand, daß hier stets mehr weibliche als männliche Beamte eingestellt werden, beweist die größere Tüchtigkeit in diesem Fach. Aus bloßer Galanterie gegen die Frau würde der Staat das sicher nicht tun. Trotz

kleiner Eifersüchteleien herrscht ein starkes Solidaritätsgefühl unter den Beamtinnen; sie fühlen sich als Glieder eines Ganzen, und der Sinn für Gesetz und Ordnung wird ihnen zum Lebensbegleiter. Darunter ist nicht das oft kleinliche Ordnungsgefühl der Hausfrau zu verstehen, sondern der Sinn für soziale Regelung des Lebens, für exakte Innehaltung gegebener Vorschriften. Mehr in individueller Art zeigt sich die Neigung zur Exaktheit, zu logischem Denken auch bei kaufmännischen Angestellten. Hier haben wir es kaum mit höheren Töchtern zu tun, sondern mit Frauen aus dem Volk, die von Haus aus wenig bessere Lebensgewohnheiten mitbringen und durch den Beruf erst zu etwas Höherem zurechtgeschliffen werden müssen. Ohne Zweifel läßt sich eine merkliche geistige Hebung konstatieren, ein Herausgehen aus den engen häuslichen Anschauungen, das erwachende Pflichtgefühl für ihnen fremde Dinge. Wie sie in ihre Tätigkeit hineingewachsen sind, beweist die stets zunehmende Nachfrage nach weiblichen Kräften in allen kaufmännischen Branchen. Die Frauen sind hier unentbehrlich geworden, und je leistungsfähiger sie sich zeigen, desto mehr sind sie begehrt. Jedes Gesuchsinserat für eine erste Kraft ist ein gutes Zeugnis für Frauenarbeit und Frauenfleiß, denn nur wenn sie durch Beweise dokumentiert werden, glaubt der Kaufmann an Fähigkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten bei dem bisher immer noch als untergeordnet betrachteten Geschlecht. Wir finden in vielen Betrieben Frauen in maßgebenden Positionen, sehen sie selbstständig arbeiten und disponieren; was sie vor dem Manne voraushaben, ist das schnellere Sicheinfügen in ein System. Es ist eine nicht zu unterschätzende Fähigkeit, dieses geschmeidige Sichhineinleben in einen Betrieb. Ebenso wird die schnellere und widerspruchslosere Ausführung gegebener Anordnungen von jedem vorurteilsfreien Chef bestätigt. Die Schmiegsamkeit der Frau kommt hier zur Geltung und wenn erst ihre Tätigkeit ausnahmslos vom Vorstand reguliert sein wird, kann sie als anpassungsfähiges Wesen noch viel mehr erreichen, als bis jetzt geschehen ist.

Über die Ärztin im Beruf ist kaum mehr etwas zu sagen. Wer einmal unter den Händen einer Ärztin gewesen ist, wird ohne weiteres zugeben, daß ihre Berührung auch unter Schmerzen wohlthuend, förmlich mitempfindend wirkt. Hier ist die Frau wie geschaffen zu lindern und zu heilen, den selbstgewählten Platz auszufüllen — trotz dem s. Z. erfolgten Ausspruch Professor Bergmanns, welcher zusammengefaßt ungefähr lautete: „Wie kann ein Geschlecht, welches selbst so oft und viel der Schonung bedarf, einen Beruf erwählen, dem es vor allen Dingen physisch nicht gewachsen ist!“ Was von der Ärztin als Akademikerin gilt, trifft relativ auch meist für alle studierten Frauen zu. Nicht daß man sie durchaus als erstklassige Menschen hinstellen soll, das wäre für die Zukunft eine falsche Taktik, aber daß sie im Beruf, in logischer

Gedankenarbeit oft weit mehr als ihre Pflicht tun, kann niemand bestreiten.

Wägt man zum Schluß Fehler und Vorzüge gegeneinander ab, so ist der jungen Bewegung nur alle Beachtung zu schenken. Die Frauen brachten viele Fehler, aber wenig Vorzüge mit. Daß die ersten noch wenig abgelegt, die letzten kaum mehr herausgearbeitet sind, darf bei der Kürze der Zeit nicht verwundern. Bei besserer Schulung und größerer Selbstzucht wird in wenigen Jahrzehnten ein Stamm erwerbstätiger Frauen heranwachsen, mit dem als einem Faktor im Erwerbsleben gerechnet werden muß.



Neue schweizerische Lyrik.



Gedichte von Gottfried Bohnenblust, Hans Beerli, J. R. Meyer
und M. Martius.

Drei Oden vom Tode.
Von Gottfried Bohnenblust.

I.

Todes Boten.

Jubelnd tanzten sonst wir im Geistesreigen,
Satt entklang das dröhnende Lebenslachen
Unsern Kehlen, seltene Höhen kündend
Völliger Freude.

Heute scheucht ein Schauer die wilden Wirbel,
Dich besuchten gestern die Todesboten,
Ernsten, milden Auges die Stirn dir küssend,
Engel des Leides.

II.

Todes Loben.

Stand ein starker, jugendlich stolzer Stamm,
Wuchs und weht' in wohligen warmen Winden,
Jauchzt' in jähen, jubelnden Lebensliedern
Fülle des Frohmuts.

Kam ein kalter, frostiger Frühlingsturm,
Brach des Baumes bittendes Blütenprangen,
Knickt' mit kurzem Krachen den jungen Jubel,
Fuhr in die Ferne.